

Campus Stahlwerk



Die Universität Luxemburg wurde 2003 gegründet. Ihr Campus sollte in das Areal der 1997 stillgelegten Hochöfen von Belval in Esch-sur-Alzette im Süden des Landes integriert werden. Gemeinsam mit dem einst industriell genutzten Bestand bildet er eine kompakte Struktur der kurzen Wege von großer Symbolik. Belval will heute aber weit mehr sein – ein neues Stadtquartier mit vielfältiger Nutzung

Sebastian Redecke

In die alte Hochofenterrasse von Belval werden Stück für Stück Hochschulbauten eingefügt.
Foto: Le Fonds Belval



Die „Cité des Sciences“ bildet das Zentrum des Konversionsprojekts Belval im Südwesten Luxemburgs. Auf einer Fläche von 20 Hektar entsteht ein Universitäts- und Wissenschaftsquartier mit mehr als 20 Gebäuden. Annähernd eine Milliarde Euro wurden für die erste Bauphase veranschlagt – für vielleicht bald 7000 Studierende ...

Großes Großherzogtum

Text Anita Wünschmann



Die Stahlwerke 1960

In den 60er Jahren war der Südwesten von Luxemburg stark von der Stahlproduktion geprägt. Foto oben: Neubebauung von Belval, im Vordergrund links der Bahnhof Belval Université. Pläne im Maßstab 1:20.000

- 1 Hochofenterrasse/ heute Cité des Sciences
- 2 Elektrostahlwerk Esch-Belval/ noch in Betrieb
- 3 Elektrostahlwerk Esch-Schifflange/ außer Betrieb
- 4 Stadtzentrum Esch-sur-Alzette
- 5 Grenze zu Frankreich

THEMA

Bauwelt 5.2016



Masterplan von Jo Coenen für den Wettbewerb 2001. Unten: Neue Platzanlage der Cité des Sciences am ehemaligen Hochofen.

links das Bankgebäude von Claude Vasconi. Fotos: Le Fonds Belval/ Rolf Schleich (oben links), Rolo Fütterer (unten)



Bauwelt 5.2016

THEMA

2001 gewann Jo Coenen den von der Entwicklungsgesellschaft Agora ausgeschriebenen städtebaulichen Realisierungswettbewerb für das 120 Hektar umfassende Konversionsgebiet Belval West (Bauwelt 10.2002). Rolo Fütterer, damals noch im Büro Coenen tätig, heute Geschäftsführer des Planungsbüros MARS, wurde mit der Projektleitung betraut (Seite 17).

Belval, das „schöne Tal“, wächst auf Grundlage dieser Planung sowohl von seinen Rändern her als auch in seiner Mitte zu einem funktionsdurchmischten urbanen Gebilde heran. Seine Potenziale sind die Nähe zur Hauptstadt, die landschaftliche Umgebung, die identitätsstiftende Industriegeschichte und vor allem die großregionale Lage. Zurzeit macht das Projekt allerdings noch immer den Eindruck eines Flickenteppichs mit ausgefransten Randlagen.

Erst 2005 wurde beschlossen, dass für die Reanimierung der Region im Süden Luxemburgs die Universität als Herzstück in die Cité des Sciences implantiert werden sollte. Sie erstreckt sich auf der einstigen Hochofenterrasse. An das Areal angegliedert sind das Wohn- und Büroquartier Square Mile, der Park Belval mit Grünanlagen und Belval Nord, ein von Wiesen eingefasstes Wohngebiet mit lockerer Bebauung.

Die ersten Vorstellungen sahen für Belval noch eine horizontale Stadtstruktur vor. Eingebettet in die flachen Hügel, sollte der Masterplan monofunktionale Bebauung und breite Achsen vermeiden – Fehler, wie sie auf dem Luxemburger Plateau de Kirchberg (Bauwelt 7.2006) gemacht wurden. Eine der Vorgaben war die funktionsdurchmischte, fußläufige Stadt. Die größte Distanz zwischen Lehre, Forschen, Arbeiten und Wohnen sollte nie mehr als 20 Minuten Fußweg betragen. Der Masterplan formuliert ein integratives Zusammenspiel auf dichtem Raum. Blockbebauungen und offene Raumstrukturen, Plätze und Blickachsen verknüpfen die verschiedenen Bereiche. Ein Mobilitätskonzept mit 60 Prozent öffentlichem Nahverkehr und 40 Prozent Individualverkehr stellt für Luxemburger Verhältnisse ein Traditionssprung dar.

Heute wird am Prestigeprojekt des Großherzogtums emsig gebaut und Neues wird eilig in Besitz genommen. Das Universitätsgebäude, die Maison du Savoir (Seite 20), wurde im September letzten Jahres mit den Forschungszentren „Maison des Sciences Humaines“ und der „Maison de l'Innovation“ eingeweiht. Ende 2017 wird die „Maison du Livre“ folgen (Seite 26).

Die 2003 gegründete, erste Luxemburger Universität hat jetzt in Belval ihren Hauptstandort und mit der Maison du Savoir ein weithin sichtbares Zeichen. 83 Metern hoch bildet sie mit den Doppeltürmen der Hochöfen und mit der von Claude Vasconi & Jean Petit bereits 2008 auf das verlassene Gelände – man könnte sagen – ge-

klotzten Bankzentrale Dexia-BIL (Banque internationale Luxembourg) einen Dreiklang.

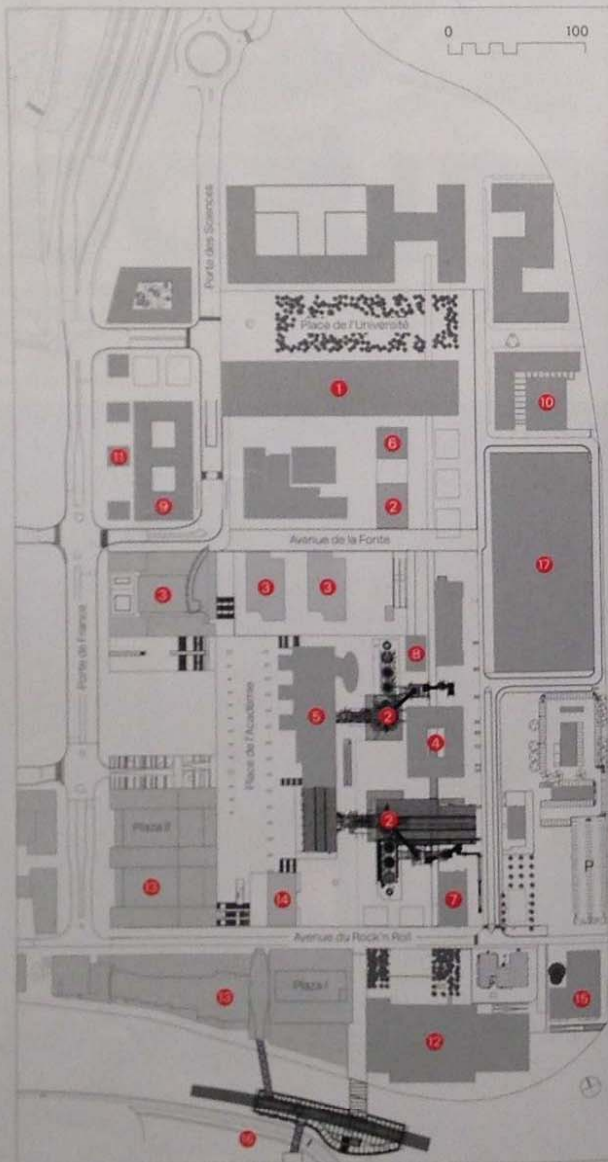
Das Raster der früheren Industrieanlagen, das den technologischen Abläufen geschuldet war, bestimmte die Gestaltentwicklung des neuen Quartiers. Es ist sowohl eingeschriebenes Erinnerungsmuster als auch strukturgebend für die neue Erschließung. Den denkmalgeschützten Hochöfen, heute von Ingo Maurer ebenso betont sachlich wie spektakulär illuminiert, kommt da-

Der Dialog mit den industriellen Relikten findet auf unterschiedlichen Ebenen statt. Neben den monumentalen Hochöfen gehören morbide Einzelgebäude dazu



Zahlreiche Wasserbassins ergänzen heute das Bild. Neuer Mehrzweckraum an einem der ehemaligen Hochöfen. Bei Veranstaltungen werden Boxen als mobile Stände aufgestellt. Fotos: La Fonds Belval, Sebastian Redecke (unten). Plan im Maßstab 1:5000

- 1 Maison du Savor
- 2 ehem. Hochöfen
- 3 Bankgebäude
- 4 Maison de l'Innovation
- 5 Universitätsbibliothek
- 6 Universitätsrestaurant
- 7 Infozentrum Massenoire
- 8 Institut Biomedizin
- 9 Maison des Sciences Humaines
- 10 Ingenieurwissenschaften
- 11 Studentenwohnheim
- 12 Halle für Rockkonzerte
- 13 Shoppingmall mit Kino
- 14 Hotel
- 15 Verwaltung Agora/Le Fonds Belval
- 16 Bahnhof
- 17 ehem. Gebläsehalle (Leerstand)



bei die Funktion der Stadtkrone zu. Rund um die Hochöfen bilden Module für Forschung und Kultur, halböffentliche und öffentliche Räume, bepflanzte Wasserbecken von Michel Desvigne, die sich über die gesamte Hochofenterrasse verteilen, quasi auf Tuchfühlung an die industriellen Relikte gebaute Gebäude wie etwa das Institutsgebäude für Biomedizin, eine dichte Stadtstruktur. Auf einer Mittelachse schiebt sich die zukünftige Bibliothek, deren Kubatur durch das Hallenvolumen der einstigen Mollerei definiert ist, in den urbanen Raum, der durch verschiedene Höhenstufen an Spannung gewinnt.

Der Dialog mit den industriellen Relikten findet auf unterschiedlichen Ebenen statt. Neben den monumentalen Hochöfen gehören morbide Einzelgebäude wie die Gebläsehalle dazu. Sie bleiben als Reserveareale erhalten und sind mit ihrer Materialität und Wucht ebenso berechtigt wie etwa skurrile Kleinrelikte, deren kontrollierter Verfall sinnstiftend inszeniert wurde. Entlang der Achse sind zwölf rudimentäre Betonbauten auf der Place de l'Académie. Hier schließt sich ein Shoppingmall mit Kinocenter, ein Hotel, Geschäfte und Wohnblöcke an. Die Cité des Sciences, ein vom Wechsel ineinander verschachtelter Räume, betont schmaler, nur im tangentialen Bereich breiter Straßen und teilweise auch durch schmaler Fußwege. Auf der gesamten Hochofenterrasse wurden schmale, anthrazitfarbene Betonwege hochkant verlegt, um die ideale Einheit des Areal als zu betonen. Die Fakultäts- und Forschungseinrichtungen wie auch die Industriorelikte wirken durch die betonte Horizontale als wären sie illusionistisch auf einer Bühne positioniert. Abgesehen vom Rot des Bankhauses bestimmen Graublau, Violettgrau, Anthrazit und Goldocker im Kontext mit Rost, Stahl und dem Steingrau der einstigen Roheisen- und Stahlproduktion das Farbspektrum auf dem Areal.

Industrielle Topografie als logisches Raster

Rolo Fütterer vom Büro MARS-Group Esch-sur-Alzette/Kaiserslautern über den Masterplan für Belval



Foto: MARS-Group

Interview Anita Wünschmann

Wie haben Sie den Ort beim ersten Besuch wahrgenommen?

Man fühlte sich sehr klein inmitten der riesigen Anlagen und bekam Ehrfurcht. Zudem konnte ich erleben, wie stark man noch mit der Stahlproduktion verbunden war, auch ganz unmittelbar. Hier lagen alte Handschuhe herum, dort stand eine leere Bierflasche – eine Stimmung, als hätten die Stahlarbeiter dem Werk gerade erst den Rücken gekehrt. Wir waren 2001 dort. Kurze Zeit später wurde das Gelände von allem nun Überflüssigen entkleidet. Man konnte jetzt die freigelegte Maschinerie wie auf einer Grafik sehen, und es ließ sich erahnen, wie der Materialfluss verlief. Die Struktur der einstigen Abläufe wollte ich in meinem städtebaulichen Plan verankern. Mir war klar, dass man versuchen musste, die industrielle Topografie zu bewahren. Dabei ging es nicht nur um die beiden noch vorhandenen Hochöfen, sondern vielmehr um das logistische Prinzip der einstigen Stahlproduktion. Das erste war, den Stahlhof mit seinen rudimentären Stützen zu erhalten. Die Mollerei sollte bleiben, dazu die Schrägaufzüge zu den Hochöfen und die Konstruktionen für die Gaszuleitung. Uns war wichtig, genau diese Dinge im Masterplan zu manifestieren, um zum Schluss nicht einzelne skurrile Elemente herumstehen zu haben.

Womit begründen Sie die Notwendigkeit, so viel wie möglich zu erhalten?

Eine meiner ersten Skizzen war der Stahlhof. Ich schaue vom Sockel nach draußen und sehe diese Stützen, im Hintergrund die Hochofenebene. Wir wollten das für eine zukünftige Nutzung erhalten. Auch völlig losgelöst von den Dingen, die wir von der Stahlproduktion wissen, kann man

heute diesen Ort als einen städtebaulichen Raum genießen.

Es ging auch um den Highway, die alte Transportstraße, die noch gut zu erkennen ist.

Diesen Highway hatten wir als starkes Strukturelement gesehen, als technische Piste, an der viele Elemente des Produktions-Kreislaufs hingen. Er schien uns eine vernünftige Struktur, die man mit der Universität auf der Hochofenterrasse verbinden sollte. Zusätzlich sollten die Reste des Hochofen C, die ebenfalls an diesem System hingen, in die Maison du Savor integriert werden. Jetzt stehen seine Reste als Monument leider in einem Wasserbecken.

Die Uni war als Kernstück vorgesehen.

Auf Beschluss der Politik sollte hier die Universität verankert werden. Eine Bank baute ein größeres Gebäude von 30.000 Quadratmetern und als staatliche Leitinvestition entstand eine Halle für Rockkonzerte mit 5000 Quadratmetern. Man wollte eine Adresse, damit die Leute herkommen, sich umschauen.

Inzwischen sind Plätze und Wege mit anthrazitfarbenen Klinkern belegt. Es wirkt sehr edel. Der hohe Anteil an öffentlichen Gebäuden aber birgt das Problem, dass hier abends wenig los ist. Kann man dem Phänomen mit mehr Wohnungsbau begegnen?

An dieser Stelle braucht man nicht noch mehr Wohnungen. Mit den Studenten gibt es hier genug Leben bis in die Abendstunden. Auch die Forschungsinstitute und ergänzenden Einrichtungen generieren viel Lebendigkeit. Es war ein Arbeitsort und ist nun wieder einer. Das ist doch in Ordnung so. Enorm wichtig für die Verdichtung wird die Bibliothek sein. Ich hoffe, dass sie an der Place de l'Académie gut funktioniert und der Übergang zu kleineren Einheiten mit Restaurants oder Kneipen glückt.

Welches waren bislang entscheidende Weichenstellungen und Korrekturen bei der Umsetzung des Masterplans?

Rolo Fütterer

Architekturstudium an der TU Karlsruhe und an der TU Delft; 1993-95 Mitarbeit im Büro Jo Coenen; 1997 Gründung des Büros Metropolitan Architecture Research Studio MARS-Group; seit 2008 Professor an der Hochschule Kaiserslautern

Wir sind mit den Vorgaben des Bauherrn für Büros und Dienstleistungen gestartet. Es ging um die postindustrielle Aufwertung des Südens und die Auslagerung von Funktionen aus der Hauptstadt. Projektentwickler wollten unter Renditeaspekten am liebsten reine Büroeinheiten. Dabei gibt es bereits mehr als genug schreckliche Dienstleistungsansammlungen in der Peripherie. Dann kam 2008 die Finanzkrise, der Büromarkt schwächelt und die Flagge hat sich Richtung Wohnungsbau gedreht. Der wurde dann in größerem Maße gefordert. Der erste entscheidende Paradigmenwechsel hatte stattgefunden, und die Struktur hat es gut vertragen, auch im Bereich der Hochofenterrasse.

Sie haben die Rasterfassade der Maison du Savor als Kettenhemd bezeichnet.

Das Kettenhemd hätte man sich sparen können. Das Thema Nachhaltigkeit wird hier ins Absurde geführt. Das Haus ist fertig und dann benötigt es noch einen Vorhang als riesigen Staubfänger. Damit bin ich nicht einverstanden. Es geht hier um Dekoration im öffentlichen Raum. Dabei sollte man unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit auch im Gestalterischen mit minimalem Einsatz das maximale Ergebnis erzielen und nicht auf ein solches Negligé angewiesen sein.

Ich denke, die Fassade monumentalisiert die Formensprache profaner industrieller Raster. Sie charakterisiert den Ort, indem sie diese Strukturen transformiert.

Aber Industrie zeigt sich nie so überhöht. Jede Schraube hat da ihren Sinn. Die Industrie ist niemals dekorativ. Das ist meine größte Kritik. Bei der Fassade gibt es obendrein noch diesen Moiré-Effekt.

Man wollte die Geste der Bank kompensieren. So gesehen ist der Neubau ein Zeichen für die Wissenschaft.

Wenn es um einen derartig martialischen Wettbewerb gehen würde, dann sind wir nicht weiter als die Kaufleute von Bologna mit ihren Geschlechtertürmen.



Stahl, Eisen, Wissenschaft

Zur Geschichte der Stadt Esch-sur-Alzette im Südwesten von Luxemburg und der Bedeutung der Cité des Sciences

Text Antoinette Lorang



Schichtwechsel in den 60er Jahren - im Vordergrund die Häuser an der Route d'Esch. Rechts: Stübbers Stadterweiterungsplan von 1924. Fotos: Photothèque de la Ville de Luxembourg/Marcel Schroeder; Plan: Ville d'Esch-sur-Alzette

Die Stadt Esch-sur-Alzette ist ein Ort, in dem man in Esch-sur-Alzette die Spuren der Vergangenheit findet. Die Stadt Esch-sur-Alzette ist ein Ort, in dem man in Esch-sur-Alzette die Spuren der Vergangenheit findet. Die Stadt Esch-sur-Alzette ist ein Ort, in dem man in Esch-sur-Alzette die Spuren der Vergangenheit findet.

Die eigentliche Stadtentwicklung beginnt mit der Inbetriebnahme der ersten Eisenbahnlinie im Jahre 1860 und dem Bau zweier Hochofenanlagen um 1870. Geologisch ist der Süden Luxemburgs Teil des großen Lothringer Eisenerzbeckens, das sich bis in die Gegend von Nancy erstreckt. Während der industriellen Revolution erreicht Luxemburg 1913 den weltweit sechsten Rang in der Roheisenproduktion und den siebten Rang in der Stahlproduktion.

Zwischen 1909 und 1913 baut die Gelsenkirchener Bergwerks AG, Besitzerin von zwei Hochofenanlagen und ausgedehnten Erzgruben im Raum Esch und im benachbarten, damals von Deutschland besetzten Lothringen, ein Stahlwerk mit sechs Hochofen und mehreren Walzstraßen am westlichen Rand der Stadt. Dafür wird ein großer Teil des Gemeindewaldes geopfert. Der Name Belval ist offensichtlich abgeleitet von der Mineralwasserquelle „Eau minérale Bel-Val“ westlich des Hüttengeländes. Das Gesamtterrain, das am Ende für das Stahlwerk zur Verfügung steht, beträgt 200 Hektar. Auf diesem Gelände entsteht ein Werk nach mustergültigem Plan, das größte in Luxemburg und eines der modernsten seiner Zeit in Europa. Zeitgleich werden zwei ausgedehnte Arbeitersiedlungen, Beamtenhäuser und Villen für Ingenieure sowie ein Kasino und ein Verwaltungsgebäude gebaut.

Die Stadtentwicklung von Esch – stolz als „Métropole du Fer“ betitelt – folgt dem Rhythmus der Industrie und des Weltgeschehens. Von 1000 Einwohnern einer dörflichen Gemeinschaft im Jahre 1825 vervielfacht sich die Bevölkerung bis zum Ersten Weltkrieg auf fast 24.000 Einwohner. Die Massenzuwanderung von Arbeitern, vor allem aus Italien, Frankreich, Deutschland und Polen, erreicht einen Höhepunkt in den 1890er Jahren, löst eine große Wohnungsnot aus und zieht prekäre Lebensverhältnisse nach sich. 1925 wird der Stadterweiterungsplan von Hermann Josef Stübbs vom Gemeinderat angenommen. Das Projekt entspricht dem zu Beginn der Verhandlungen geäußerten Wunsch: „Bei einer eventuellen Erweiterung des Stadtgebietes soll den Grünanlagen ein besonderes Interesse zugewandt werden, denn die Frei- und Grünflächen können als die „Lungen“ einer modernen Stadt bezeichnet werden.“

Der Stübbs-Plan ist zunächst als Bestandsaufnahme der damaligen Bebauung interessant.



Die kleine Stadt wird von riesigen Industriearealen eingekesselt, im Südwesten liegt die Grenze zu Frankreich, im Süden und Südosten befinden sich die Erzgruben und der „Galgenberg“ mit dem Stadtpark. Das Erweiterungsgebiet ist in etwa fünf Mal so groß wie die bestehende Stadt.

Stübbs setzte, wie gewünscht, den großen Industriearealen ein Gebiet entgegen, das durch Grünanlagen, Baumalleen, begrünte Wege und eine größtenteils lockere Bebauung geprägt ist. Dem Stadtpark wird ein Pendant am nördlichen Rand der Stadt gegenübergestellt und die Überreste des Gemeindewaldes in der Nähe des Stahlwerks Belval werden zu einem kleinen Park ausgedehnt. Das Erweiterungsgebiet wird durch mehrere große Achsen und ein dichtes Netz von Nebenstraßen und Wegen erschlossen. Typisches Merkmal der Stübbspläne ist die Inszenierung großer öffentlicher Gebäude, in diesem Fall eine Stadthalle und ein neues Krankenhaus, Kirchen und vor allem Schulen. Die Bebauung besteht größtenteils aus Gruppen von Wohnhäusern in offener Blockrandbebauung. Ein häufig wiederkehrendes Element sind die grünen Wege, die quer durch die Häuserinseln verlaufen.

Denkmal als Teil der Cité des Sciences

Die Cité des Sciences ist ein Vorzeigeprojekt des Luxemburger Staates, das auf der ehemaligen Industriebrache Belval-West umgesetzt wird. Das gesamte Terrain umfasst 120 Hektar und ist in mehrere Bereiche eingeteilt. Der Schwerpunkt liegt auf der Hochofenterrasse, einem gemischten Viertel, in dem sich auch Wohnungen, Büros

und ein Einkaufszentrum befinden und zwei Hochofen aus den Jahren 1965 und 1970 als Industriedenkmal konserviert sind. Mit der Cité des Sciences ist ein neues Areal entstanden, das vom 2002 gegründeten Fonds Belval geplant und weiter entwickelt wird. Im nördlichen Teil der Hochofenterrasse liegt der Schwerpunkt auf universitären Einrichtungen mit der Maison du Savoir als Hauptgebäude, im südlichen Teil auf dem soziokulturellen Bereich.

Zu Beginn der 1960er Jahre hatten die alten Hochofen ausgedient. Sie werden durch drei neue ersetzt, die Hochofen A, B, C, letzterer 1979 in Betrieb genommen. Alle drei haben nur eine kurze Lebensdauer, da die Arbed-Gruppe auf das Elektrostahl-Verfahren umstellt. 1996 wird der Hochofen C, der mit der größten Produktionskapazität, nach China verkauft, 1997 ist mit der Schließung des Hochofens B das Aus für die Roheisenproduktion in Belval besiegelt. Das Werk aber bleibt bestehen und heute wird hier immer noch Stahl hergestellt, hauptsächlich für Spundwände.

Als letzte in Luxemburg noch erhaltene Hochofen wurden die beiden Industrieriesen nach Stilllegung in das Projekt der Cité des Sciences aufgenommen, um an die wirtschaftliche Bedeutung der Eisen- und Stahlindustrie für die Region im 19. und 20. Jahrhundert zu erinnern. Die Einbettung in das neue Stadtviertel gehört zum Erhaltungskonzept. Eine zu starke Musealisierung sollte aber vermieden werden. Ein Hochofen ist heute begehrbar und wird mit angrenzenden Flächen als kulturelles Zentrum genutzt, der andere wurde bis auf die Silhouette reduziert und hat einen Neubau zur Seite gestellt bekommen.

180 m lang, 45 m breit und 83 m hoch hebt sich die Maison du Savoir als zentrales Hörsaal- und Verwaltungsgebäude deutlich hervor



Wahrzeichen der Luxemburger Universität ist das Hörsaalgebäude mit Verwaltungsturm von Baumschlager & Eberle und Christian Bauer. Die robuste und technisch wirkende Außenhaut soll einen Bezug zur Industriegeschichte herstellen Text Sebastian Redecke

Die Maison du Savoir



2007, für den Wettbewerb um das zentrale Hörsaalgebäude der Universität Luxemburg mit Sitz in Belval, hatten die Architekten Baumschlager & Eberle in Zusammenarbeit mit Christian Bauer als einzige die Idee, einen Turm vorzuschlagen. Dies wurde möglich, indem sie den zweiten Bauabschnitt, der noch nicht näher bearbeitet werden sollte, in das Gebäude integrierten; die Hörsäle befinden sich in einem Riegel, die gesamte Verwaltung der Universität mit Rektorat und Immatrikulationsamt im Turm. Diese Idee überzeugte Preisgericht und Bauherren, denn eine der wichtigen Zielsetzungen war es, mit der Universität an diesem besonderen Standort, geprägt von den Resten einer einst florierenden Stahlindustrie, ein Zeichen zu setzen. Die zwei alten Hochöfen und ein rotes, bereits vor sieben Jahren errichtetes Bankgebäude von Claude Vasconi sind weithin sichtbar, da wollte die Luxemburger Hochschule nicht nachstehen.

Für die Architekten stellte sich die Frage, wie sich ein solches Gebäude architektonisch in diesem Umfeld darstellen sollte. Sie entschieden sich für eine einheitliche, alle Bereiche umhüllende Raster-Haut. Sie wirkt sehr industriell, robust, und kaschiert zudem die dahinter liegenden Nutzungen. Von außen vermutet man eher Forschungsstätten oder ein Rechenzentrum der Uni. Betrachtet man die Fassade aus der Nähe und von innen, entfaltet deren Raster-Konstruktion aus stranggepressten Aluminiumprofilen (Stahl war zu schwer) eine fast schon dekorativ-verspielte Wirkung. Diese verstärkt sich noch, weil sie aus zwei Schichten zusammengesetzt ist, die teilweise gegeneinander versetzt angeordnet sind, sodass sich mehrgeschossig Moiré-Effekte in Form von Kreissegmenten ergeben. Das lockert die stringente Haut vor allem beim Turm auf (Foto Seite 22). Funktionale Gründe gibt es hierfür nicht.

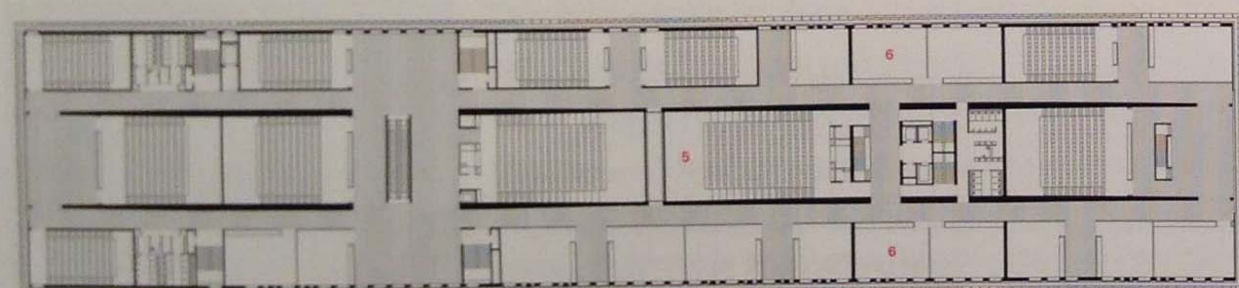
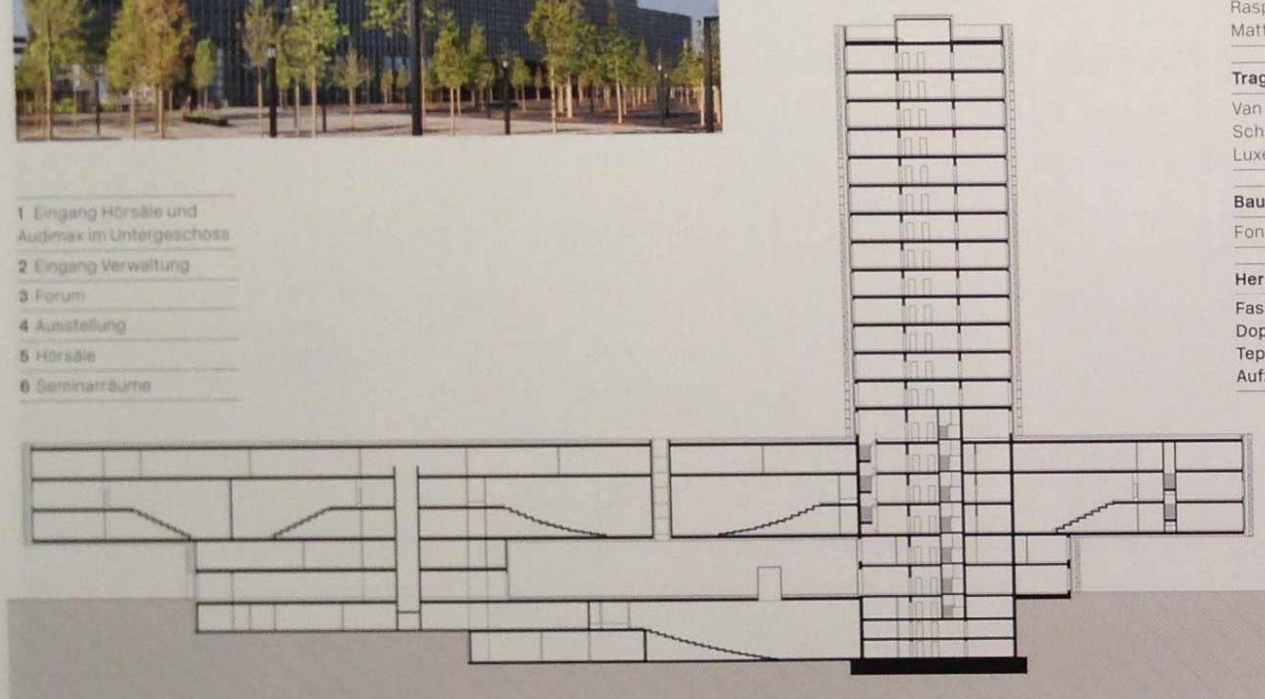
Unabhängig von den Fassaden-Besonderheiten ist natürlich die Gesamtform der „Maison du Savoir“ hervorzuheben. Wichtig war die ungehinderte fußläufige Durchlässigkeit zu ebener Erde. Vom Gebäude an der Place de l'Université im Norden gelangt man zum südlichen Bereich mit der Place de l'Académie am ehemaligen Stahlhof. Man kann sich aber auch für die axiale Passage durch das gesamte Areal entscheiden oder sich zur Gebäuhälfte von 1911 im Südosten begeben. Diese Halle bleibt das größte alte Gebäude auf dem Gelände. Allerdings ist sie bisher noch ohne Nutzung.

Um die Durchlässigkeit zu erreichen, haben die Architekten den gesamten Gebäuderiegel der Maison du Savoir in die Höhe gestemmt. In den beiden „Auflagern“ sind separate Eingänge angeordnet. Der Riegel kommt ansonsten ohne eine Stütze aus und krägt an beiden Enden weit aus. Diese Auskragungen erforderten statische Verstärkungen, die sich innen durch diagonale

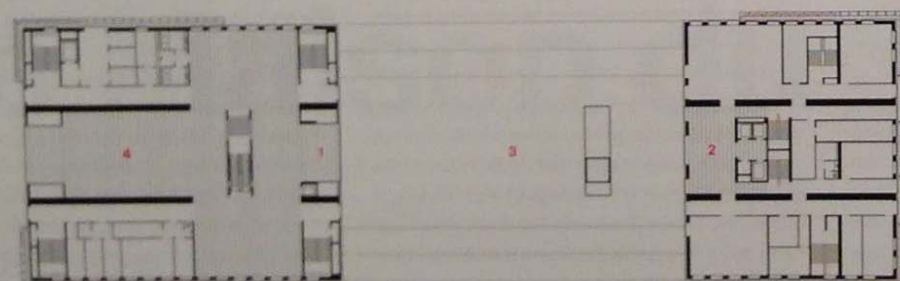


Uni-Turm mit Moiré-Effekt auf der Fassade; die Place de l'Université auf der Nordseite des Neubaus wird bald von weiteren Bauten umrahmt sein
Grundrisse und Schnitt im Maßstab 1:1000; Foto unten: Sebastian Redecke

- 1 Eingang Hörsäle und Audimax im Untergeschoss
- 2 Eingang Verwaltung
- 3 Forum
- 4 Ausstellung
- 5 Hörsäle
- 6 Seminarräume



0 20



Architekten

Baumschlager, Wobberle, Sankt Gallen, Christian Bauer & Associés, Luxemburg

Mitarbeiter

Marco Franzmann (Projektleitung), Christian Bieber, Robert Urbanek, Daniela Concin, Xiao Fen, Christopher Heintzelmann, GuSung Lim

Mitarbeiter Christian Bauer

Sala Makumbundu, Philippe Dehebert, Fabrizio Raspanti, Barbara Ruland, Matthias Schmidt

Tragwerksplanung

Van Aelst, Antwerpen, Schroeder & Associés, Luxemburg

Bauherr

Fonds Belval, Esch/Alzette

Hersteller

Fassade Seele
Doppelboden Lindner
Teppich Fabromont
Aufzüge Schindler



Reste vom Sockel des dritten Hochofens neben dem Sichtbeton-Neubau des Universitäts-Restaurants

Verstreibungen vor den Fenstern manifestieren, die je nach Lichteinfall unterschiedlich deutlich zu sehen sind. Die Betonkonstruktion wurde, wie man es von der Brückenbautechnik kennt, nicht vor- sondern nachgespannt. Die zwei tragenden Wände des Riegels haben, je nach Lage im Gebäude, über die Länge von 180 Metern eine Stärke von 40 Zentimetern – am Ende des Kragarms – bis zu einem Meter über den „Auflagern“. Läuft man durch die Flure von einem Ende des Gebäudes zum anderen, nimmt man diese Veränderungen als leichten Schwung wahr. Durch den Einbau von Brandschutzvorhängen konnte in den Fluren auf entsprechende Türen verzichtet werden.

Rolltreppen zur Lehre

Das zentrale Lehrgebäude dient den Bachelor-Studenten aller Fachbereiche der Uni. Den Eingang bildet eine niedrige, schlicht gestaltete Zo-



Forum mit den „GuddelVol“-Laternen von Ingo Maurer und einem der Wasserbasins von Michel Desvigne
Linke Seite: Fassadendetail im Erdgeschoss

wei der Hörsäle in der Mit-
telspange mit 150 und
40 Plätzen, rechts einer der
80 m langen Flure durch
das Gebäude
otos: archphoto inc. © be-
aumschlager eberle,
eto Seite 25. Darko Todo-
miv



Die Ausmaße und die Klarheit der Konzeption dieses Hauptgebäudes beeindrucken. Nun ist der Universität zu wünschen, dass auch die universitäre Lebendigkeit einkehrt

ne mit einem Informationsresonanz und Ausstell-
lungsmöglichkeiten. Zentral im Raum befinden
sich die Rolltreppen. Sie führen hinauf zu den
Ebenen mit den Hörsälen und den Seminar-
räumen. Die fünf größeren Säle (zwei mit 240, drei
mit 150 Plätzen) liegen in der Mittelspange. Die
Räume der seitlichen Spangen werden durch
schmale belichtete Zwischenzonen unterglie-
dert.

Die Rolltreppen führen ebenso zum großen Saal
mit 750 Plätzen im Untergeschoss, der auch für
außeruniversitäre Veranstaltungen zur Verfügung
steht. Er wurde bereits während der EU-Ratsprä-
sidentschaft Luxemburgs in der zweiten Hälfte
des Jahres 2015 genutzt. Der zweite, deutlich
kleinere Eingangsbereich liegt im Westen. Er er-
schließt den Turm mit der Verwaltung. Die Fläche
der Eingangszone folgt nicht dem Grundriss
des Turms. Dadurch verliert die gesamte Gebäu-
dekomposition nicht nur etwas an Eindeutig-
keit, sondern auch an Spannung.

In den Zonen auf der Hauptebene, vor den über
zwei Geschosse reichenden Hörsälen, hängen
schwarze Vorhänge. Mit ihnen sollen Studenten
Räume konfigurieren, in die sie sich für Arbeits-
gruppen zurückziehen können. Hier war beim Be-
such im Dezember noch nichts möbliert.

Die Maison du Savoir sei das erste Hochhaus
in Europa, so Dietmar Eberle, das keiner mecha-

nischen Lüftung und keiner Klimatisierung be-
darf. Nur die großen Hörsäle verfügen über ent-
sprechende Lüftungsanlagen. Damit habe für
ihn das energetische Konzept die gleiche Inten-
sion wie im innovativen Bürogebäude in Luste-
nau (Bauwelt 44.2013).

Die Ausmaße und die Klarheit der Konzeption
dieses Gebäudes beeindrucken. Die Ausstattung
lässt kaum Wünsche offen. Auch eine holzgetä-
felte Cafeteria wurde integriert. Der Luxemburger
Universität mit ihren im September letzten Jah-
res eröffneten Hauptgebäude ist zu wünschen,
dass mit den Studenten nun auch universitäre
Lebendigkeit einkehrt. Von Universitäten kennt
man schon seit geraumer Zeit das Bild restlos
überfüllter Hörsäle und Seminare. Dies ist natür-
lich nicht wünschenswert. Luxemburg muss
noch wachsen. Hier herrscht bei vollem Hoch-
schulbetrieb noch immer vielerorts Leere. Sehr
erstaunlich.

Ich liebe Irritationen

Dietmar Eberle über die Maison du Savoir der Universität Luxemburg in Belval



Interview Anita Wünschmann

Die Universität wurde 2003 gegründet und bot
bislang nur Ausbildungssequenzen an. Die ein-
heimischen Studenten wurden in die Welt ge-
schickt. Jetzt soll sie mit vollem Programm
etabliert werden. Geben Sie dieser jüngsten
Universität Europas eine Chance?

Alles hat eine Chance sich zu etablieren, was
junge Menschen mit Wissen konfrontiert und die
Aneignung von Wissen trainiert. Man muss sich
nur klar darüber sein, dass es Zeit braucht. Wir
reden da von zehn bis zwanzig Jahren, bis sol-
che Institutionen eine eigene Identität entwickelt
haben.

Sie sagten einmal, dass der Ort das Entstehen
Ihrer Bauten beflügelt.

Man überlegt sich, welcher Reichtum aus dem
Dialog entsteht. Für uns war es wichtig, dass wir
in Belval ein Gebäude schaffen, das seine Iden-
tität aus den Besonderheiten und dem Verständ-
nis der Vergangenheit dieses Ortes erlangt.

Welche waren die wichtigsten Parameter?

Das waren die Hochöfen, die Robustheit und der
raue Charme der alten Industriegebäude. Was
mich gestört hätte, wäre die Idee, hier einen vom
Umfeld losgelösten Campus zu etablieren.

Das Gebäude sollte eine Landmarke werden.

Wie gelang es, sich auch gegenüber dem mar-
kanten Bank-Neubau zu positionieren?

Zuerst waren die Hochöfen da, dann kam die
Bank. Ich habe überhaupt kein Problem damit, im
Schatten von Hochöfen eine Universität zu bau-
en, aber nicht im Schatten einer Bank. Für mich
ist eine Universität etwas Zukunftssträchtigeres
als ein Finanzinstitut. Beide haben allerdings ihre

Daseinsberechtigung. Wichtig ist nun der Dialog
zwischen allen dreien.

Sehen Sie im städtebaulichen Konzept von
Belval nicht auch eine auf lange Sicht von
der Umgebung abgeschnittene Inselform?

Wenn Sie in Berlin sind, werden Sie begreifen,
dass die Stadt aus Inseln mit unterschiedlichem
Charakter besteht. Wie diese ineinander über-
gehen, ist eine andere Frage. Ich kenne keinen
großen Ort auf der Welt, der nicht aus Inseln, die
ihre spezifischen Qualitäten haben, zusammen-
gewachsen ist. Darum finde ich es auch für Bel-
val wichtig festzulegen, wie groß so eine Insel
sein muss, dass sie in ihrem Selbstverständnis
autonom funktioniert. Die Grenze des Wachs-
tums ist dort noch längst nicht erreicht.

Die Maison du Savoir befindet sich in einer
prominenten Lage, quasi ein Schlussstein mit
Durchblicken, dank der Auskragungen. Sie
begrenzt die Cité des Sciences.

Sie ist für mich kein Schlussstein und verkör-
pert auch keine zentrale Mitte, sondern bezieht
ihr städtebauliches Gewicht aus ihrer Identität.

Die Form zeigt sich als Skulptur mit drei Aspek-
ten: dem Schweben sowie einer starker Ver-
tikalität und Horizontalen.

So ist es. Das Schweben finde ich sehr wichtig,
weil durch die kragende Konstruktion im Erdge-
schoss viel Freiraum entsteht, den ich für den
Betrieb eines sicherlich bald stark frequentierten
Hochschulgebäudes notwendig finde. Die Ge-
schosse, die das Schwebende vermitteln, bilden
mit den Hörsälen das klassische Zentrum der
Hochschule und geben der Maison du Savoir eine
eigene Signifikanz im Umfeld der entstehenden
Gebäude.

Manche sprechen von einem Wolkenbügel.
Finden wir das Bild hier wieder?

Als purer Begriff wirkt der Wolkenbügel heute ab-
gehoben oder sogar oberflächlich, weil niemand
den Hintergrund noch kennt. Er war ein Projekt
für die Markierung aller Straßen in Moskau, nicht

unbedingt zum Schutz, aber zur Unterstreich-
ung der Bedeutung des politischen Systems. Für
mich gab es in Luxemburg nie diese Assoziation.
Natürlich werden Bilder oft bemüht, um Dinge
zu erklären. In Wirklichkeit ist es aber so, dass
ohne diese Auskragung zu wenig Platz gewesen
wäre, um dem Gebäude und seinem öffentlichen
Charakter zu entsprechen. Es geht um die Rela-
tion mit den Freiflächen. Außerdem war mir
diese Durchlässigkeit wichtig, denn auf der West-
seite wird der Campus weitergebaut. Es sind
also einfache Gründe.

Wollten Sie mit der Fassade im Quadratraster
das Ganze zur Skulptur vereinheitlichen?

Zunächst ist eines der wichtigsten Ausdrucks-
mittel die Volumetrie. Sie unterliegt aufgrund der
Größe ganz anderen Wahrnehmungsparametern
als Skulpturen. Natürlich generieren wir For-
men und mit ihnen entstehen Assoziationen, Rück-
griffe, Beschreibungen.

Man begegnet dem Hochhaus mit Respekt. Es
wirkt ebenso faszinierend wie hermetisch.

So ist es. Das Gebäude wird trotz seiner kompo-
sitorischen Dreiteilung durch seine Oberfläche
zu einer Einheit. Bei der Fassade gibt es zwei As-
pekte: Auf der einen Seite geht es um eine physi-
kalische Notwendigkeit, die mit Schatten, Regen
und Wind zu tun hat, und auf der anderen Seite
geht es darum, dass das Gebäude eine gewisse
Stärke aufweist, die dem Dialog mit dem Ort und
seiner Vergangenheit des Stahlkochens stand-
hält. Wenn Sie dasselbe Gebäude mit üblichen Be-
fensterung oder konventionellen Oberflächen
entwerfen würden, funktionierte das im städte-
baulichen Kontext mit den alten Hochöfen nicht.

Diese zum Teil versetzt zueinander montierten
Quadrate der Fassade zeichnen Bilder, etwa
Kreisformen. Warum?

Diese Offenheit der Lesart ist für mich wichtig.
Ich liebe Irritationen. Es gibt eine Tradition der
Architektur, die sich – nur um ehrfurchtsvoll zu
sein – mit der Eindeutigkeit beschäftigt. Am Ende
habe ich sie immer als langweilig empfunden.

Dietmar Eberle

Architekturstudium an der TU Wien; von 1985 bis 2010 gemeinsames Büro mit Carlo Baumschlager in Lustenau und
mehreren Standorten weltweit; seit 1999 Professor für Architektur und Entwurf an der ETH Zürich

Aus der Enge ausbrechen

Der Luxemburger Architekt François Valentiny über Herausforderungen und vertane Chancen bei der Entwicklung der Cité des Sciences in Belval

Interview Anita Wünschmann

Herr Valentiny, Ihre Universitätsbibliothek in der ehemaligen Møllerei wird im April 2017 eröffnet. Kann man aus einer schmalen, langgestreckten Halle ein modernes Learning Center entwickeln?

Die Form war durch die Struktur der vorhandenen Møllerei vorgegeben. Die Frage ist, warum muss eine neue Universitätsbibliothek in eine ehemalige, schuppenähnliche Industriehalle integriert werden? Noch grundsätzlicher gefragt: Wie kommt man dazu, ein für Luxemburg so wichtiges Gebäude neben die alten Hochöfen zu setzen, ohne dass im Vorfeld eine inhaltliche Diskussion dazu stattfand? Ich habe Verständnis für die Idee, die Universität als Zugkraft für die Entwicklung der Südregion von Luxemburg zu sehen. Aber das erklärt noch nicht, warum eine zukunftsorientierte internationale Bildungsstätte irgendwo in einem ehemaligen Industriegebiet angesiedelt werden muss. Der Architekt ist nun mal seit jeher an die Entscheidungen der Politik gebunden, egal ob diese nachvollziehbar sind oder nicht. Dies bleibt die Tragik unseres Berufs.

Sie haben sich der Herausforderung gestellt. Ja, weil diese neue Universität Zeichen braucht, eine Aussage. Das Sammeln von Wissen ist die eine, die Verpackung eine andere Sache. Mein größter Aha-Effekt in dieser Richtung war die

Universität in Mexiko-City. In meiner Jugend hatte ich Fotos gesehen von der mit eindrucksvollen Fayencen verkleideten Bibliothek. Dieser farbenfrohe Bau war vielleicht der Grund, warum ich Architektur studiert habe. Viele Jahre später kam ich nun in die Situation, eine Universitätsbibliothek zu bauen, fand aber die Idee, an diesem Ort absurd. Der Wille, aus dieser Enge auszubrechen, gab mir dann doch den Antrieb, etwas Besonderes, eventuell sogar ein Wahrzeichen zu schaffen. Mir sind viele Bauten in Belval zu anonym, zu beliebig. Das erklärt auch meine anfängliche Ablehnung, einen Beitrag zu entwerfen.

Waren vom Bauherrn Le Fonds Belval Gestaltungswünsche formuliert?

Was wurde da formuliert? Überhaupt nichts! Gott sei Dank. Damit wurde uns die Chance gegeben, andere Wege zu gehen, um doch noch korrigierend auf das Ensemble wirken zu können. Ärger und Frust legen neue Energien frei. Ich nutzte also diesen Freiraum und konzentrierte mich auf die Frage, wie die Bibliothek im Kontext wirken kann. Die komplette Halle stand uns nicht zur Verfügung.

Was passiert mit dem Rest?

Das weiß ich nicht. Es erscheint mir sehr problematisch, in diesem Kontext noch ein verstaubtes Substrat aus der Vergangenheit zu erhalten. Die Halle muss eine ganzheitliche architektonische Sprache haben.

Man war, so verstehe ich Sie, angstbesetzt, sich mehr von der industriellen Vergangenheit zu lösen?

Ja. Womöglich war es aber auch eine ängstliche Haltung, um ein neues Denken zu verhindern. Auf jeden Fall betrachte ich das Gesamtkonzept des neuen Campus als nicht zeitgemäß. Ich versuche nun, aus einer Haltungslosigkeit eine Haltung zu entwickeln. Die Frage ist, was sind mir die Inhalte wert. Sind wir in unserem reichen Land Luxemburg immer noch unfähig, eigene zeitgenössische Positionen zu entwickeln und wenn,



François J. V. Valentiny
Foto: WIA – What is architecture? Luxemburg 2014

müssen wir dazu die Geschichte bemühen! Die Geschichte gibt es ohnehin nicht. Es gibt nur Zeitsequenzen, aus denen sich Geschichte nachvollziehen lässt. Es muss vielmehr darum gehen, alte Werte nur zu erhalten, wenn sie noch Bestand haben und einen Sinn ergeben. Jede Zeit schafft ihre eigene Ethik.

In ganz Europa steht man vor der Aufgabe, Konzepte für Konversionsflächen zu finden.

Sie missverstehen mich. Ich habe nichts dagegen, ein altes Gebäude für eine andere Funktion umzuplanen. Statt der neuen Universität ein Branding des Zukünftigen zu geben, belasten wir sie aber mit einer untergegangenen industriellen Kultur. Inhaltlich betrachtet ist mir diese Haltung nicht stimmig, intellektuell viel zu pessimistisch.

Was wäre für Sie eine angemessene Gestalt?

Es ist keine Frage der Gestalt sondern des Inhalts. Ich denke, dass die neue Bibliothek in ihrer Gestalt sicher eine positive Auswirkung auf das Branding der Universität haben wird. Damit aber dieses Ziel erreicht wird, muss die Frage wieder an die Funktion retourniert werden. Auf dem neuen Campus gibt es keinen Ort, an dem sich Studenten ungezwungen versammeln können. Im Hauptgebäude (Seite 20) wird die Kommunikation sehr schwierig sein. Dabei ist eine Hochschule doch ein Ort, an dem man sich zum Wissensaustausch trifft, ein Ort, an dem sich Studenten auch beiläufig über den Weg laufen. Dies soll nun in der Bibliothek passieren.

Die Bibliothek war immer ein Ort der Ruhe.

Das ist sie so absolut nicht mehr. Sie entwickelt sich zunehmend zu einem Haus der Kommunikation und des Austauschs. Unsere Bibliothek wird der Ort auf dem Campus sein, an dem man sich in einem überdachten Bereich fakultätsübergreifend treffen kann. Das, was sich auf der Westseite wie Schubladen herauschiebt, sind komplett abgeschirmte Räume, geschlossene Studierzimmer.

Die Bibliothek ist der Lichter der Campusidee, verborgen und einer gewissen Hermetik gegenüber dem Umfeld.

Ja, genau. Vielleicht ist es das „Normale“, das mit dem Campus der neuen Universität in Belval stört, ich kritisiere eine populistische Haltung. Man kann Orte und deren Funktionen nicht beliebig vermischen.

Sie haben Ihre eigene Stiftung gegründet. Sie fungiert als Ort, der Neues befördert, aber vor allem Ihr Werk archiviert und dokumentiert. Inwiefern hat der Aspekt des Bewahrens für Sie ein positives Moment?

Das Bewahrte stellt für uns Werte dar und verlangt Achtung, sonst würde man es nicht aufheben wollen. Insofern sind sowohl die Bibliothek als auch die Stiftung Orte, die der haptischen Dimension von Büchern und Dokumenten gerecht werden müssen, trotz oder auch parallel zur Digitalisierung von Wissensbeständen.

Eine Bibliothek im Kontext der industriellen Hinterlassenschaften und neuer Gebäude. Ergibt sich dennoch ein harmonisches Ensemble?

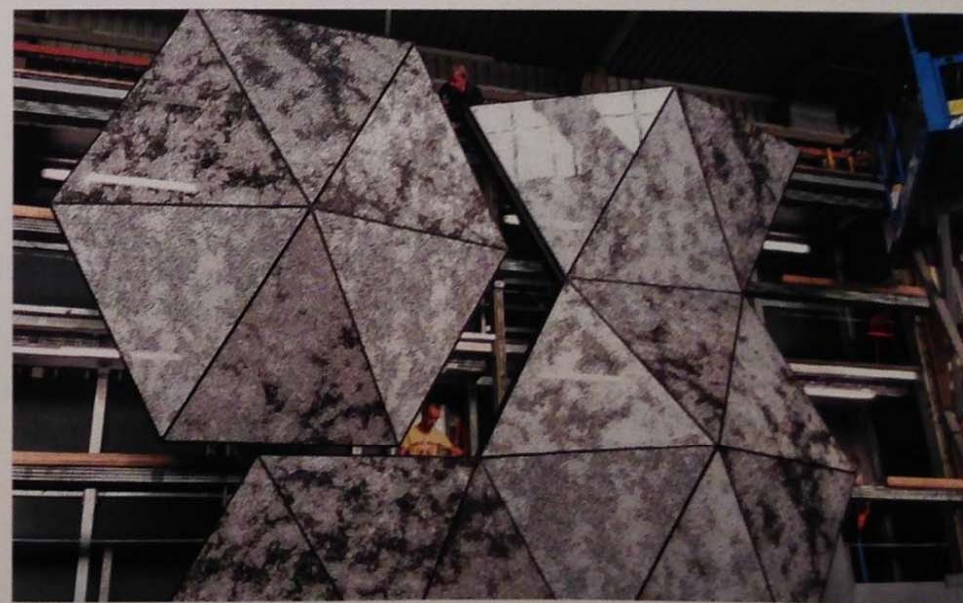
Ich glaube schon. Es wird harmonisch sein, weil vor allem die alten Bauten, bedingt durch ihre durchgängige Materialität, sehr poetisch sind. Ihre Konstruktionen sind oftmals geschraubt

François J. V. Valentiny

1975–80 Studium an der Ecole d'Architecture in Nancy und an der Universität für angewandte Kunst in Wien; 1980 Gründung des Büros Hermann & Valentiny Luxemburg/Wien, seit 2012 Valentiny hvp Architects, Luxemburg

Die Bibliothek wird sich mit bedruckten Wand- und Dachelementen deutlich von ihrer Umgebung abheben

Abbildungen: © Valentiny hvp Architects; Foto rechts: Le Fonds Belval; 3. Obergeschoss und Schnitt im Maßstab 1:1000



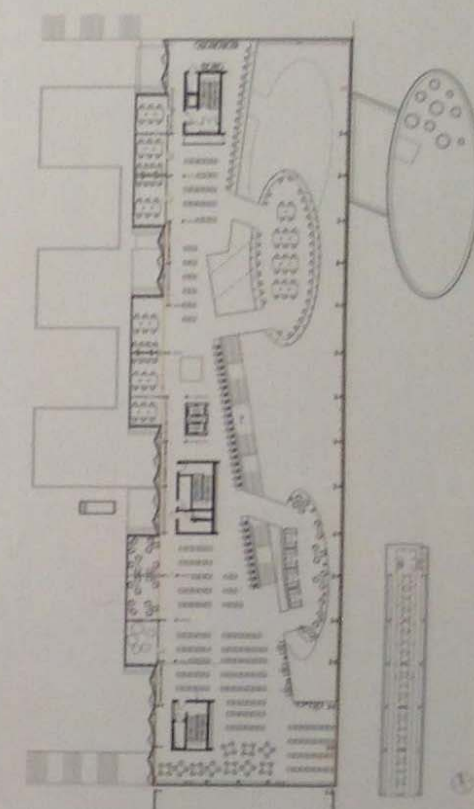
und genietet. Das vermittelt eine zusätzliche Sinnlichkeit. Dem setzen wir einen deutlichen Kontrapunkt gegenüber. Ein einziger Kontrapunkt kann wunderbar in diesem Kontext wirken, aber keine zehn. Mit der polygonalen Fassadenstruktur entsteht noch eine zusätzliche Irrationalität, die in Belval sicherlich für Erstaunen sorgen wird.

Das Fassadenmaterial ist ein Hightech-Kunststoff. Sie arbeiten sonst mit Stein, rostigem Stahl, Holz – dezidiert sinnlichen Werkstoffen.

Ja, das stimmt. Damit die Bibliothek sich harmonischer in den Bestand einfügt, wollte ich ursprünglich mit Corten-Stahl arbeiten. Diese Haltung haben wir, nachdem jetzt einige Neubauten stehen, aufgegeben. Sie ergibt keinen Sinn mehr. Das Gebäude wird jetzt nahezu weiß!

So erlebt man jetzt nicht nur eine Transformation sondern auch einen deutlichen Kontrast.

Ja, beides und zwar bei den Grundrissen und der Hülle. Die eingezogenen Ebenen sind dem ursprünglichen Volumen fremd und doch wirkt der Raum in seiner Ursprünglichkeit. Diesen Effekt verdankt man den Rauminselfen im Gebäude. Eine weitere Verfremdung entsteht dann durch die Fassaden mit den Reflexionen der aufgedruckten Struktur.



Architekten

Valentiny hvp Architects, Luxemburg/Shanghai

Tragwerksplanung

Bollinger + Grohmann, Frankfurt am Main/Paris

Projektleiterin

Daniela Flor

Bauleiter

Olivier Vigneron

Haustechnik

RMC Consulting, Luxemburg

Fassade

Anton Tapper, Eindhoven

Bauherr

Le Fonds Belval, Esch-sur-Alzette, Lucio Wercollier